

[Nachdruck verboten.]

29]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Das niedere Gastzimmer hatte nun eine stickige Atmosphäre bekommen. Rauch und Bierdunst. Der Polizeidiener trat ein und gebot Feierabend. Er wurde mit ein paar Glas abgeschickt. Aber bald danach erhob sich einer nach dem anderen. Der Onkel Wolff schlief und prostete im Dufeln, Georg der Eiserer knetete seine Hände und wälzte philosophische Gedanken in seinem Hirn, Hermann Eigner saß stramm und trank still, der kleine Meyer leerte noch tapfer ein Glas nach dem andern, der reptilienhafte zukünftige Staatsanwalt empfahl sich mit ein paar eckigen Bücklingen, die den Kommet seiner Verbindung verrieten, Peter Lorberger aber schimpfte. Er schimpfte wie ein Berserker, und Hermann Eigner sagte beständig zu ihm: „Schimpf nur, Peterchen — fest drauf — fest drauf!“

Dann kam der Peter ins Geschichtenerzählen aus der Gymnastienzeit. Er hatte sich her zu Philipp gesetzt und ließ ihn jetzt nicht gehen. Schließlich tranken sie Brüderschaft.

Der Onkel Wolff schlief und schnarchte, die anderen waren gegangen. Nur Eigner, Lorberger und Philipp saßen noch beisammen. Die Zungen waren ein wenig schwer. Der Alkohol lag auf ihnen. Aber auch das Herz. Am Tage Underdrücktes, es wollte nun nach seinem Worte suchen und sich anvertrauen können.

„Du hast auch die Dummheit gemacht wie ich,“ sagte der Peter Lorberger.

„Welche?“ fragte der Philipp.

Der Peter legte den Arm über seinen Nacken.

„Na, stell Dich nicht so. 's ist eine Dummheit, eine saumäßige Dummheit.“

„Was denn, wieso denn?“

„Wenn Du nicht verstehen willst.“

„Doch, ich will verstehen; aber ich verstehe nicht.“

„Na, mit dem Schullehrer. Hast Du noch nicht bereut?“

Der Philipp sagte nichts.

„Du wirst dann noch bereuen. Wenn Du irgendwie kannst, steds auf. Siehst Du, wie ich das Abiturium gemacht hatte, da ist mein Vater gestorben. Die Mutter war kränklich und wir hatten Schulden. Da hieß es verdienen. Und in diesem Ekelneft ist ja kein Mensch, der einem hätte helfen können. Nur Viehvolk. Und so steck ich jetzt drin.“

Der Philipp horchte auf.

„Es tauht nichts, glaub mir. Dein Lebtage hast Du dran zu kauen. Und Du kaufst Dich dran kaputt. Da nichts und da nichts. Für den Augenblick glaubt man, es sei gut so — aber bald merkt man, daß es das Schlechteste ist. Man ist kein Schullehrer und hat nicht studiert — und hat von beidem etwas. Das ist gerade, daß man von beidem etwas hat und nichts Ganzes und Richtiges. Folg mir, schmeiß den ganzen Vettel hin — Dein Lebtage mußt Du Dich doch nur in dem Kram duden und fügen und hast immer die Faust im Genick sitzen — und in Dir bohrt's immer. Folg mir, laß Dir als Freund gefagt sein, schmeiß den Kram hin.“

„Ja, aber wie denn?“

„Wie denn? Einfach, indem mans tut. Dann kommt Rat ganz von selbst. Mit Schulden, macht nix — aber nur aus dem geduckten, engen, armen Leben heraus.“

Sie saßen still.

„Hermann, was meinst Du?“ fragte der Lorberger.

„Ich? Ich mein auch wie Du — aber ich mein auch, es kommt nicht drauf an, was man ist, sondern wer man ist.“

„Das sagst Du. Du bist ein freier Mann. Aber wir armen Teufel haben die Abhängigkeit, da werd einmal wer! Das brächst auch Du nicht fertig. Streberei, Raubdelei, Zurücksetzung, Pfennigdrückerei, Beaufsichtigung, Bevormundung — und was da all zusammen kommt, da kannst Du nicht mitreden.“

Er stand auf und nahm den Philipp an den Schultern: „Mensch, es soll nicht noch einer kaputt gehen, wenn ichs verhindern kann oder wenn ich einem raten kann. Reiß Dich

heraus. Für den Augenblick wird's Dir schwer — aber das tut nichts. Gätt ichs auch getan! Was hat jetzt meine Zutter von mir? Nichts! Ich hab kaum für mich genug. Zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Mensch!“

Und damit riß er den Philipp in die Höhe.

„Mensch, sei gescheit! Es geht alles, man muß nur wollen. Fest wollen!“

Hermann Eigner sagte:

„Wenn Sies machen könnten, Herr Kaiser, es wäre ja freilich besser.“

„Mach's!“ sagte der Lorberger. „Prost drauf!“

Sie leerten ihre Gläser und gingen.

„Ich will mal sehen,“ meinte der Philipp im Fortgehen.

„Nicht erst mal sehen. Ein Sprung — und hinüber.“

Nur mit einem Sprung kann man so etwas machen. Sonst bleibt man seiner Lebtag ein Gutsimpel. Also los!“

Sie standen noch ein wenig zusammen und rieten und beredeten. Dann gingen sie.

Der Philipp aber schlief die ganze Nacht nicht und dachte darüber nach, was der Lorberger gesagt hatte.

Und als der Morgen sonntagsheiß in sein Zimmer sah, da war er fest in seinem Entschluß — und schlief ein.

6.

Ihm war, er stehe ganz aufrecht und kerzengerade. Ganz fest und sicher. Er war sich klar: er ginge. Kurzerhand. Denn vor dem Aufschub war ihm bange. Nichts fragen, nichts beraten. Nur nicht erst reden, nicht Meinungen anhören. Und zu keinem Menschen gehen — das würde ihn schwankend machen.

So setzte er sich hin, schrieb an den Direktor, schrieb an das Ministerium, packte den „Orbis pictus“ sorgfältig ein — Geste, Bücher, alles, was er in Besitz hatte, zahlte seine Wirtin aus, behielt nur ein paar Groschen übrig, wenn er die Fahrt noch einrechnete, gab seine Aufträge, und ohne weitere Umstände, auch wenn es ihm übel ausgelegt werden sollte, ohne Besuch und Abschiednehmen ging er. Die Kirchenglocken läuteten zum Nachmittagsgottesdienst, das Städtchen lag ganz in dünnen Herbstdunst eingehüllt. Sanft, friedlich, milde. Und nun kam er sich doch seltsam vor, nicht mehr so gerade und aufrecht. Er schlich sich davon, ein bißchen feige und verächtlich. Wenn er einen rechten, geraden Mut gehabt hätte, wäre er gerade und offen zu jedem hingegangen und hätte ihm seinen Entschluß gesagt und hätte Abschied genommen, Auge in Auge. Aber das war nun einmal nicht, was half da die Reue. Wieder umkehren, es anders machen — das wäre töricht. Er ging nun, wie er war, und ob es gleich auch nicht die schönste und beste Art war.

Der Stationsvorsteher fragte ihn: „Wollen Sie verreisen, Herr Lehrer?“

„Ja,“ sagte er, „ein wenig.“

Er wurde rot wie Zinnober. Was hatte er eben gedacht, und nun war er doch feige gewesen.

Der Stationsvorsteher hatte sich schon weggewendet, denn der Zug fuhr ein. Philipp riß sich zusammen und ging zu ihm hin.

„Ich gehe für immer, Herr Vorsteher.“

„So, so? Adje, Herr Lehrer, also!“

Der Dienst nahm ihn in Anspruch. Philipp stieg ein. Er war froh, er fühlte sich freier und offener, daß er den Mut gehabt hatte, seinen Schritt einzugestehen. Der Zug fuhr in die Ebene hinaus. In fahlen Sandhügeln hin, durch grüne Wiesen. Und immer weiter trat die hohe, stolze Wand der Berge zurück — die Krone des Waldes hüllte das Grau des Herbstdunstes, das Städtchen verkroch sich ganz in die Berglehnen hinein, nur der alte Kirchturm war noch zu sehen und eine Villa oben, die mit Kupfer gedeckt war, und deren grüne Patina nun so fahl und verwesend aussah. Nun fuhr der Zug durch den Wald. Dann und wann äugten Rehe zwischen den dunklen Stämmen heraus. Raben und Häher schrien. Der Rauch der Lokomotive wurde von den fahlen Nesten der Baumkronen in merkwürdige Fäden zerrissen, die hilflos zwischen den Zweigen flatterten. Wenn der Zug hielt, hörte man das leise Tropfen in den Zweigen. Nichts ließ er hier zurück, das seinem Herzen etwas bedeutete, nichts. Und nun wollte es ihm doch das Herz bedrücken. Immer wieder kam

Der Vorwurf, ob er den Abschied nicht doch hätte anders gestalten sollen. Ob man ihm seinen plötzlichen, unvorbereiteten Weggang nicht übel auslegen würde, ob man ihm nicht Schwierigkeiten machen würde am Ministerium. Da herrschte eben der platteste bureaukratische Geist, die platteste bureaukratische Geistlosigkeit, wie leicht konnte man ihm da die Zukunft verlegen!

Es war ja Sonntag heute, wenn er zurückkehrte und morgen wieder in seinem Dienst wäre — was war verloren? Ein paar Briefe, die zu widerrufen waren.

Sie fuhren aus dem Walde hinaus, in die freie Ebene hinein. Uebers Nied zogen die Glockenklänge aus den verschiedenen Dörfern und klangen von Dorf zu Dorf. Lebensgrüße in der toten, grauen Stille des verhängten Herbsttages. Nicht feierlich-froh — wehmütig, matt, gedämpft. Und schrill tönte der Pfiff der Lokomotive hinein, grob ihr Schnaufen und das Rasseln der Räder. Der Wagen war ein miserabler Rappelkasten. Unerträglich. Umkehren? Klang beständig die Frage in Philipps Sinn. Umkehren! rief ihm alles entgegen, die Melancholie der Landschaft und der Stimmen — immer nur dies eine. Da stieg vorn der Dom von Worms auf — groß, breit, feierlich, mächtig. Da war die Stadt und das bewegtere Leben. Nun war es vorbei mit der vergrabenen Einsamkeit. Und Rheinluft wehte einem entgegen, frische, freie Rheinluft. Nun blinkte der Strom — nicht im Sommerglanz und Sonnensfunken, aber doch schön. Immer schön, der Rhein, immer schön wie junge Liebe und verschmerztes Weh. Immer lieb wie Erinnerung.

Uferhin fuhr der Philipp weiter, uferhin am Fuß der Rebentügel. Heimat. In allem das heimatische Frohsinn, das rheinische Freisein. Leichtere Füße und frischere Schwingen, beweglichere, lustigere Menschen.

Da vergaß er die Rückkehr — da wurde ihm die Heimkehr eine neue Fahrt und ein neuer Mut ins Weite und Freie, in Zukunft und frohkräftiges Wachstum. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2]

Der fuchs.

Ein Tiermärchen von Karl Ewald.

(Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rih.)

„Räuber, Bandit!“ rief die Nachtigall. „Keinen Ton sollst du aus mir herausbringen. Glaubst du etwa, daß ich so einem abscheulichen Ungeheuer wie dir etwas vorsingen werde? Rimmermehr, und wenn du mich auf den Knien darum bätest!“

„Hör mal, meine liebe Nachtigall,“ sagte der Fuchs. „Findest du es eigentlich richtig, wenn ein so weitgereister Kavaliere wie du das alte Geschwätz von meiner Hinterlist usw. usw. wieder auffrischt? Mögen sich die Leute hier im Walde mit so etwas amüsieren. Dazu sage ich nichts. Sie haben nichts von der Welt gesehen, die meisten von ihnen sind nicht einmal über die Waldhede hinausgekommen. Aber du, die du so viel gereist bist und so viel gesehen hast . . . wie kannst du nur so dummes Zeug reden!“

„Du sprichst, wie wenn du ganz anders und viel besser wärest als alle übrigen im Walde, du roter Fuchs.“

„Das bin ich auch,“ erwiderte der Fuchs. „Erstens bin ich nicht hier im Walde geboren, sondern weit drüben, auf der anderen Landseite, zur Welt gekommen, im Norden, über zwei Gewässer weg, und dann noch ein gutes Stück.“

„Wie in aller Welt bist du denn hierher gekommen?“ fragte die Nachtigall. „Kannst du denn schwimmen oder hast du vielleicht einmal Flügel gehabt, die du bei einem deiner Raubzüge eingebüßt hat?“

Der Fuchs lag mit halbgeschlossenen Augen auf dem Rücken und streckte alle viere von sich.

„Na also, du fängst wieder an zu schimpfen! Wie kannst du das nur tun? Nein, sieh mal, Flügel hab' ich nie gehabt. Sonst hätte ich sie ja natürlich immer noch. Und schwimmen kann ich selbstverständlich gut, tu es aber nur im äußersten Notfall. Und ich hab' es auch nicht nötig gehabt; denn ich bin auf Staatskosten hierher transportiert worden.“

„Was?“ rief die Nachtigall. „So etwas willst du mir weismachen?“

„Ich mache dir gar nichts weis“, entgegnete der Fuchs. „Nur dir das ein für allemal. Aber, wie gesagt, ich bin auf Staatskosten hierhergekommen. Wir waren im ganzen einundzwanzig junge Füchlein; eine tüchtige Gesellschaft sah da in unserm Kasten beisammen, das darf ich wohl sagen. Und ich war nicht der Schlechteste darunter. Wir waren soeben mit dem Saugen bei Mama fertig geworden, als man uns ihr fortnahm und in den Kasten steckte. Da machte ich übrigens Bekanntschaft mit meiner ersten Frau. Sie war damals ganz allerliebste. Sobald wir hier angekommen waren und uns eine Höhle eingerichtet hatten, verheirateten wir uns. Wir brachten im ganzen siebzehn Kinder.

Zwei davon leben drüben am andern Ende des Waldes, und es geht ihnen, soviel ich weiß, gut. Die andern fünfzehn sind auf Treibjagden erschossen worden, und ihrer Mutter ist es nicht besser ergangen.“

„Du erzählst mir selbst, daß die Leute Deine Frau und Deine fünfzehn Kinder erschossen haben; und doch soll ich Dir glauben, daß Du auf Staatskosten über zwei Gewässer und viele Meilen weit über Land hierher gebracht worden bist?“

„Inwiefern Du mir das glauben willst oder nicht, das ist, wie gesagt, ganz Deine Sache,“ entgegnete der Fuchs. „Siehst Du, der Staat ist ein sonderbares Ding. Bald hat er zu viele Füchse, und bald hat er zu wenig. Begreifst Du das? . . . Hierzulande hatten die Menschen auf ihren widerwärtigen Treibjagden alle Füchse weggeschossen . . . Das nenne ich Schurkenstreiche, die Menschen kannst Du mit allen den Schimpfwörtern belegen, mit denen Du mich vorhin traktiert hast. Das sind Räuber und Banditen.“

„Ich kann leider auch in dieser Beziehung Deine Ansicht nicht teilen,“ sagte die Nachtigall. „Ich stehe auf sehr gutem Fuße mit den Menschen. Sie lieben mich und meinen Gesang und schützen mich auf jede Weise.“

„So, tun sie das?“ brummte der Fuchs. „Ja, sie haben viel komische Einfälle. Aber, daß Du anderer Ansicht bist als ich, darüber ärgere Dich nicht. Du sollst sehen, zuletzt werden wir beide so gute Freunde, daß man uns gar nicht mehr trennen kann.“

„Das müßte mit sonderbaren Dingen zugehen. Aber erzähle mir Doch etwas von Deiner Reise hierher. Es interessiert mich trotzdem.“

„Da siehst Du es,“ sagte der Fuchs. „Na, wir waren also beim Staate stehen geblieben. Sie hatten alle Füchse weggeschossen, und das bereuten sie nachher sehr. Denn nach einiger Zeit konnten sie sich ja der Mäuse gar nicht erwehren, verstehst Du? Die fragten an den Gräsern und Bäumen alle Wurzeln durch; und es sah so aus, als würden sie den ganzen Wald auffressen. Darum schrieben die Menschen an die Leute in meiner Gegend, ob man dort keine Füchse übrig habe. Und so wurden wir gefangen, hierher gefandt und im Walde ausgesetzt. Wir räumten auch schnell unter den Mäusen auf; aber als einige Zeit verstrichen war, da vergaßen die törichten Menschen, warum sie uns hatten kommen lassen, und fingen an, auf uns zu schießen. Es ist auch wohl möglich, daß sie fanden, daß zu viele Hühner und anderes Federvieh mit draufging. Das hätten sie ja eben mit in Kauf nehmen müssen, denn ein Fuchs kann nicht von Mäusen allein leben. Jedenfalls schossen sie und schossen eine ganze Menge von uns weg. Wenn sie so fortfahren, dann werden sie sich bald genötigt sehen, neue Füchse einzuführen. Die Dummköpfe!“

„Sie müssen doch wohl wissen, warum sie das tun,“ sagte die Nachtigall. „Die Menschen sind die Klügsten von allen Tieren. Sie verstehen sich auf Gesang, Musik und alles.“

„Sie verstehen sich auch auf Fuchspelze,“ sagte der Fuchs. „Sie jagen mich ja auch des Pelzes wegen.“

Dann lag er eine Weile schweigend da und rieb sich an der Erde und an den Zweigen des Nelderbusches, so daß sie hin und her schwankten.

„Billst Du mich herunterschütteln?“ fragte die Nachtigall. „Die Mühe kannst Du Dir sparen. Ich sitze ganz fest.“

„Herrgott, kommst Du schon wieder mit Deinen Bauernmanieren?“ rief der Fuchs. „Ich habe Dir ja schon gesagt, und erlaube mir, es zu wiederholen, daß ich nach dieser Richtung hin nichts von Dir erwarte. Schämst Du Dich denn nicht, so etwas zu schwagen? Du hast Dich doch wirklich in der Welt umgesehen und viele merkwürdige Dingen in den fremden Ländern beobachtet. Mit demselben Vergnügen, womit ich ein junges Huhn fresse, verzehrst Du selbst eine Fliege. Und Du pflückst einen bunten Schmetterling für Deine Jungen in Stücke, genau so wie ich unter die meinen eine gute, weiße Gans verteile. Ist das nicht ein und dasselbe? Was soll also das Gerede? Ueberlass das den Bauerntieren, und laß uns wie erwachsene Menschen reden, solange wir einander nicht fressen. Die Kindereien langweilen mich. Verschone mich damit. Sing lieber, wenn Du nichts anderes zu sagen weisst.“

Die Nachtigall fühlte sich durch die Wortwürfe des Fuchses geschmeichelt, wenn sie es sich auch nicht merken lassen wollte, und immer noch mißtrauisch war.

„Warum rüttelst Du denn so an den Zweigen, wenn es nicht geschieht, um mich zu Fall zu bringen?“

„Das will ich Dir mit Vergnügen sagen; es ist wahrhaftig kein Geheimnis. Ich reibe mich der verfluchten Flöhe wegen. Aber die Plage kennst Du vielleicht gar nicht?“

„O, gewiß,“ erwiderte die Nachtigall, und hüpfte vor leiter Eifer ein Ende hinunter. „Ich kenne keine schlimmeren Plagegeister als die Flöhe.“

„Ich auch nicht,“ sagte der Fuchs. „Wenn ich ganz ehrlich sein soll, so quälen sie mich furchtbar. Sie sind so entsetzlich zahlreich, und ihre Ausdauer ist fabelhaft. Ein anderer ruht sich doch zwischen den Mahlzeiten wenigstens mal aus. Aber die Flöhe beißen Tag und Nacht. Ich würde wahrhaftig jährlich gern noch eine Treibjagd mehr durchmachen, wenn ich nur von den Flöhen verschont bleiben würde . . . Ich hatte übrigens geglaubt, daß ihr Vögel nichts damit zu schaffen hättet.“

„I, wie kannst Du das glauben! Niemand wird von allem Ungeziefer mehr geplagt, als gerade wir Vögel. Einige von uns können sich ihrer gar nicht erwehren. Ich habe eine Tante gehabt, die von ihren Läufern und Flöhen geradezu aufgeessen worden ist.“

„Ma! Das ist ja eine greuliche Geschichte . . . Und die Großmutter ist vom Fuchs gefressen worden! — — Wer was tuft Du gegen die Flöhe?“

„Ich wälze mich im Sande umher, ich lege mich auf den Weg und sträube meine Federn und fülle sie ganz mit Sand. Dann steh ich wieder auf und schüttele den Sand ab, dann fällt ja immer ein Teil des Ungeziefers mit herunter.“

„Das klingt ja wirklich ganz vernünftig. Ich glaube, ich werde es auch einmal versuchen. Willst Du mir nicht zeigen, wie Du es anfängst? Hier ist gerade so ein niedliches kleines Stück Sand, groß genug, daß Du Dich darin schütteln kannst. Komm doch herunter und versuch es.“

„Ja, vielen Dank! Das ist gerade meine Badewanne. Aber ich steige niemals ins Sandbad, wenn der Fuchs mir zusieht.“

„Natürlich, das habe ich ganz vergessen. Man ist ja schamhaft. Darf ich fragen, zu welcher Tageszeit Du badest? Du verstehst wohl: ich frage bloß, damit ich Dich nicht unversehens einmal störe.“

„Ich danke Dir tausendmal für Deine Aufmerksamkeit,“ erwiderte die Nachtigall. „Ich habe nur eine feste Badezeit, und zwar dann, wenn der Fuchs nicht hier ist.“

Dann saß sie ein Weilchen und summt vor sich hin und der Fuchs lag mit geschlossenen Augen da, aber so, daß er den Vogel fortwährend beobachtete. Im Osten begann es zu dämmern. Die Vögel erhoben sich aus ihren Nestern und zwischerten ein wenig. Da schüttelte sich die Nachtigall. Während der Unterhaltung mit dem Fuchs hatte sie an die Flöhe denken müssen und meinte, sie bißen sie ärger als je.

„Sag mal, Du roter Fuchs,“ sagte sie: „Was tuft Du denn gegen Deine Flöhe?“

„Ja,“ antwortete der Fuchs. „Offen gestanden, tue ich gewöhnlich gar nichts. Aber wenn es schlimm kommt, dann gebrauche ich die Wasserkur.“

„Die Wasserkur? Was ist das denn?“

„Ich will sie Dir recht gerne zeigen, obwohl Du mich Deine Methode nicht sehen lassen wolltest. Hier vor der Pforte ist ein kleines Wasserloch. Das ist gerade so tief, daß ich darin stehen kann. Nun gib acht, wie ich mich benehme, dann wirst Du sehen, daß ich gar nicht so einfältig bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Schandor Petöfi.

Als Ausgabe der Petöfi-Gesellschaft ist im Leipziger Verlag von Max Hesse in guter Ausstattung die Uebersetzung der Gedichte Petöfis von Neugebauer erschienen. Von den 800 Gedichten des ungarischen Freiheitskämpfers sind in dieser Sammlung an 300 vereinigt. Mehr als 30 Jahre lang hat der Uebersetzer an seiner Aufgabe gewissenhaft gefeilt und gemeißelt. Es fehlt den Uebersetzungen wohl die letzte Vollendung musikalischer Freiheit und Leichtigkeit. Aber ihre herbe, gedrungene Wortfargheit, und die bis zur Selbstverleugnung treue Nachbildung des Urtextes, die von den Kennern des Ungarischen gerühmt wird, heben sie vor den wortreicheren und geschmückteren Uebersetzungen hervor. Manche blasse und allzu gewöhnliche Wendung wirkt störend, aber die Gewalt des Dichters erscheint dennoch rein und unverstümmelt. Vor allem zeichnet diese Sammlung die tapfere Ehrlichkeit aus, daß der ungebändigte Dichter der Revolution zu seinem Rechte gelangt, während beispielsweise die Uebersetzung der Reclamschen Sammlung gerade an den Höhenjahren des Dichters, den Kampfgesängen von 1848 und 1849, schein vorüberschleicht. Neugebauer hat eine Lebensbeschreibung und Würdigung des Dichters vorausgeschickt, die das Notwendige klar und einfach sagt. Etwas ausführlicher freilich wünschte man dieses ebenso große wie kurze Leben dargestellt, und in einer neuen Auflage, zu der das Proletariat seinem Freiheitsdichter verhelfen sollte, müßten solche Stillreden ausgetilgt werden, wie die wahrhaft chinesische Anhäufung von einander folgenden Einsilbern, wie diese unaussprechbaren Wortfolgen: „Vor ihm auf von von“, „von zu dem“, „der ihn für“.

Unter den Sängern der Freiheit, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts standen, ist Schandor (Alexander) Petöfi, der Ungar, die stärkste und einheitlichste Heldenerscheinung. In seinen Gedichten ward sein Leben Bild und Ton, und in seinem Leben vollendete sich das Schicksal seiner Zeit und seines Volkes. Die Freiheit Ungarns marschierte nach Petöfis Liedern und der Sänger fiel zugleich mit der Freiheit.

Zwischen den Jahren 1822/23 ist Schandor Petöfi geboren, der Sohn eines slowakischen Dienstmädchens und eines ungarischen Wehgers. Nach einer bescheidenen, aber sorglosen ersten Kindheit veratmen die Eltern, und der junge Schandor wird in die erbarmungslose Welt hinausgestoßen. Er ist ewig wie auf der Flucht, er wird durch alle Tiefen des Elends gekehrt und erscheint bestimmt, unter den Verkommenen zu enden, die am Wege oder am Galgen sterben. Mit 15 Jahren hat er schon sechs verschiedene Schulen besucht, dann schwankt er unstet zwischen Wissensdrang und Theaterleidenschaft. Er hungert sich als Statist an allen möglichen Theatern durch, um dann wieder Schulen zu besuchen. Er wird ein Vagabund und Bettler und verkauft sich, um leben zu

können, schließlich an die Soldaten. Er lernt französisch: Victor Hugo, Beranger sind seine Götter, Lamartines Geschichte der Girondisten ist seine Bibel. Um den Hunger zu stillen, schreibt er Tag und Nacht die Sitzungsprotokolle des Landtags ab. Die Puzla ist seine Heimat, die Schwarza sein Heim. Aber von der weiten Heide und dem einsamen Wirtshaus strömen ihm auch seine Lieder zu. Die braven Bürger zischeln über den Verlorenen, und die Eltern müssen es gramvoll hören:

„Treiben wird ers nun, so lang es gehn wird eben,
Bis man ihn erhängt . . . was Gott auch möge geben!
Bin kein grüner Junge, doch ich muß gestehen,
Daß ich ähnliches an Schlechtem nie gesehen.“
Solchem Trost durch sie die greisen Eltern fanden,
Meinem Mütterchen vor Weh die Sinne schwanden,
Auf den Betttrand warf sie hin sich und beweinte
Den verlorren Sohn . . .“

Zur Geliebten spricht der Unbehauste:

Und hörst du, was alles
Mir nachspricht die Welt?
Wie Feter und Nord sie
Wohl über mich gelst?
Ist wahr ihr Gerede,
Wie schlecht muß ich sein! —
Willst folgen mir, Mädchen?
— „Ich folge, bin dein!“

In dem furchtbaren Winterelend zu Debreczen (1843/44) erreicht sein Dasein die tiefste Senkung. Vier Jahre später schrieb der Verettete in den Reisebriefen über diesen Winter: „Warst Du schon in Debreczen? Hast Du diese Wüstenstadt schon gesehen? Wieviel Sped und gemästete Schweine gibt es hier; aber der Geist darin ist so mager wie die armen Schindmähnen, welche die Karren ziehen. Wenn man hier ein Buch kauft, so geschieht es wahrscheinlich bloß, um Sped einzupacken. In dieser fetten Stadt habe ich den Winter von 1843 und 1844 zugebracht, vor Hunger sterbend, vor Kälte zitternd, krank bei einer armen, aber gutherzigen Frau. Gott segne sie! Wenn sie meiner nicht gepflegt hätte, so würde ich Dir diesen Brief aus einer anderen Welt schreiben. Ich war damals einer jener umherirrenden Komödianten, auf die niemand achtet.“

Von seiner Dachstube aus sah er das Wahrzeichen vormärzlicher Herrschaft: den Galgen. An der öden Wand seiner Kammer aber lebten zwei Bilder, das von Victor Hugo und des größten ungarischen Dichters vor Petöfi, des Epikers Vörösmarty. Zu ihm flüchtet Petöfi mit jenem ersten Band Gedichte, den er in diesem Hungervinter zusammenschrieb. „Ich ging“, erzählt Petöfi später, „bei schlechtem Wetter von Debreczen nach Pest im Februar 1844. Meine Kleider waren abgenutzt, ich war zu Fuß, einige Groschen und meinen Band Gedichte in der Tasche. Dieser Band war all meine Hoffnung; ich dachte: verlaufe ich ihn, so ist es gut, wenn nicht, auch gut, denn dann sterbe ich vor Hunger oder vor Kälte, und das Vied ist aus.“

Er geht zu dem gefeierten Vörösmarty, der nimmt ihn freundlich auf, führt ihn in die Literatur ein, und über Nacht wird Petöfi der Inbegriff aller ungarischen Sehnsucht. Er singt, was alle fühlen. Das Leben der Jugend von 1848 stürzt in seinen Liedern. Wenn er in die Nacht hinausläuft, hört er in der Ferne das Volk seine Weisen singen, und am Morgen wird er mit ihnen gedeckt. Nicht nur der Ruhm, auch das Glück kommt. Er findet die Liebe eines ungewöhnlichen Mädchens, Julie Szen-dreh, die in tausend Gestalten durch seine Lieder geht. Nach Ueberwindung großer Widerstände, kann er ein Jahr, nachdem er seine Liebe fand, sie im September 1847 als sein Weib heimführen. Aber er streckt sich weder auf seinen Ruhm noch verbirgt er sich im Schloß seiner Liebe, auch in dieser glücklichsten Zeit braust der Weltgeist in seinem Busen, und während er in leidenschaftlichen Bildern oder in schalkhaft nedendem Uebermut von seiner Liebsten singt, schauen seine Augen, die „an Tränen und an Bligen“ reich, untermwandt in das große Schicksal seiner Zeit. Und von seinen küßenden Rippen quillt das Gebet:

„Nur ein Gedanke quält mich fort:
Im Bett, auf Kissen sterben dort!
Dahinzuwellen, hoffnungslos, verzagt,
Der Blume gleich, geheim vom Sturm benagt;
Vergehen langsam, wie der Docht vergeht,
Der in vereinsamt über Kammer stekt.
O du mein Gott, erhör mein Flehn:
Laß mich nicht so zu Grabe gehn!
Ich sei ein Baum, durch den ein Bligstrahl zündend weitre;
Ein Baum, den der Orkan entwurzelnd niederschmettre;
Ein Felsen, den vom Berg der Donner löse
Mit Erd und Himmel schütterndem Getöse . . .
Wenn jedes Sklavenvolk einst zieht,
Zur Wahlstatt hin, des Joches müd,
Das Antlitz gerötet, mit rotem Panier,
Drauf leuchtend des heiligen Schlachtrufes Bier:
Für die Weltfreiheit! —
Dort fall ich als Held
Im blutigen Feld,
Dort möge mein Blut mir, das junge, entströmen . . .“

Liebe und Freiheit sind für Petöfi keine papierernen Ueberwänglichkeiten; in all seinen Gedichten findet sich kein Wort, das er nicht erlebt, kein Bild, das er nicht geschaut hat, kein Gefühl, das nicht Wirklichkeit wollte. Die Pariser Februarrevolution bricht aus. Auf einer Reise abwärts der Hauptstadt erfährt er die Kunde. Er schreibt in sein Tagebuch: „O, als ich erfahren hatte, daß man Ludwig Philipp davon gejagt hatte und Frankreich eine Republik geworden ist! . . . Ich reiste damals in einem von Best gelegenen Komitat; die Nachricht überraschte mich in einem Gasthof; sie ergriff mein Herz, meinen Kopf, meine Seele, alle meine Nerven. Vive la République! schrie ich aus und blieb dann stumm und nachdenklich stehen, aber ich brannte wie eine Feuerfäule. Als ich wieder zu Sinnen kam, erfaßte mich die Besorgnis, . . . wird die Revolution ohne mich ausbrechen? Ich stürzte zur Hauptstadt zurück, ich komme zitternd und atemlos an. Die Begeisterung war allgemein, aber nichts war geschehen. Ich atmete lange, wie der Taucher, wenn er aus dem Wasser kommt.“

Petöfi wird der Führer der ungarischen Jugend. Er entwirft mit andern die zwölf Artikel des demokratischen Nationalstaats, aber seine republikanische Wildheit bringt ihn in Gegensatz zu den leitenden Männern. Bei den Deputiertenwahlen 1848 unterliegt er. Doch als der ungarische Aufstand losbricht, wirft er sich in den Kampf. Er wird der Adjutant Bemis, des Polen, der die ungarische Freiheit verteidigt. Dem hat nur 2400 Mann 16 000 Russen gegenüber zu stellen. Er verbietet dem Dichter, ihm zu folgen. Er tut es dennoch. Am 31. Juli 1849 ist er in der Schlacht bei Segesvár zum letztenmal gesehen worden. Er ist wohl von den Pferden der Kosaken bis zur Unkenntlichkeit zerstampft worden, und die Reste des größten Dichters Ungarns modern in irgend einem Massengrab der namenlosen Freiheitshelden. Eine unheimliche Sage ging lange Zeit, Petöfi sei nach Sibirien verschleppt worden und dort langsam zu Tode gequält worden.

Das jähe Ende in jauchzender Vernichtung indes ist das natürliche Ende dieses Feuergeistes, der in vielen Liedern jolch jungen Tod gehnt und ersehnt hat. Mit seinen sechsundzwanzig Jahren, da er im ringenden Gewühl sterbender Freiheit verschwand, hatte er dennoch sein Schicksal auf der Höhe vollendet. Ihm blieb es erspart, das Ende ungarischer Freiheit zu erleben. Petöfi wurde im Kampfe für die Freiheit vom Blitze zertrümmert, sein Körper verschwand spurlos, damit sein jugendbrausender Geist sich über die Welt desto freier zu spannen vermöchte. Er hat sich selbst sein Ende gesungen:

„Und über mich stieb,
Entseelt wo ich blieb,
Zum herrlichen Sieg man auf schraubenden Pferden,
Und lasse zurück mich zerstampft auf der Erden.
Und mein verstreut Gebein man sammeln mag,
Wenn anbricht der Bestattung großer Tag,
Und bei gedämpften Trauerfeierklängen
— Woran die Fahne mit schwarzen Florbehängen —
In ein Grab man die Helmen trägt, die sich geweiht
Dem Tod für dich, du heilige Weltfreiheit!“

Schandor Petöfi ist aus dem Herzen seines Volkes emporgewachsen. Er gehört nicht zu den Dichtern der Bildung sondern zu den seltenen Erscheinungen, die nichts von der großen Masse trennt. Wie hoch immer sein titanisches Wollen über die Niederungen hinausflog, seine Lieder quollen allen verständlich und allen vertraut. Darin bestand das Geheimnis seiner Wirkung, daß er, indem er sich selbst sang, in den neuen Tönen, die er fand, doch nur die geheime Seelensprache seines Volkes ihm bewußt machte. Seine Lieder umfahen das ganze ungarische Dasein. Die weite einsame Natur seines Vaterlandes gestaltet sich in schlichten Bildern, die Heide trauert, unter dem Himmel ziehen Kraniche, mit den Störchen hält er vertrauliche Zwiegespräche. Er blickt in verfallene Hütten, bezaubert sich an feurigem Wein, tanzt zur heißen Zigeunersfidel und umarmt seine Liebe. Bäurisch derb ist sein Humor und sein Spott schlägt mit Fäusten drein. Ueber der trotigen Lebensbejahung schimmert eine sinnende Melancholie, die weint, aber niemals flennet. Die letzten beiden Jahre seines Lebens und seiner Kunst sind der Freiheit geweiht. Sein Freiheitsdrang ist ebenso so unbändig wie sein soziales Mitgefühl weich und zornig. Das ist ihm der heiligste Beruf des Poeten:

„Wenn nicht andre seiner Mühsal sich erbarmen,
Zun wir es Poeten — laßt fürs Volk uns singen;
Jedes unserer Lieder möge Trost den Armen,
Ihrem harten Pfühle süße Träume bringen!“

Er sieht ein Reich sozialer Erlösung nahen:

„Wenn einst vom Noth des Ueberflusses
Ein jeder nimmt sein gleiches Pfund,
Wenn einst am Tisch des Rechtsgenusses
Ein gleiches Recht wird allen kund,
Wenn einst des Geistes Sonnenhelle
In jedes Haus zieht seine Bahn —
Dann rufen wir: Hier ist die Stelle!
Nun ruht, erreicht ist Kanaan!“

Seine politische Leidenschaft beginnt erst mit dem Ausbruch der Revolution den Ausdruck des gewaltigen Hasses, der nicht paktiert. Fast gutmütig scheint noch die Satire auf den ungarischen Edelmann.

Dann aber sprengt seine republikanische Leidenschaft alle Schranken:

Wie, oder hat die Welt noch immer noch nicht erfast,
Wie man die Könige nach ganzem Werte haßt?
O, daß von mir in euch ergösse sich die Wut
Des wilden Hasses doch,
Von welchem mir die Brust schwillt wie die Meeresflut
Die Könige an den Strid!

Er gab den Madjarden ihr Freiheitslied und dichtete im Kampfe flirrende Schlachtlieder, die bedeutendsten aller Literaturen. Er liebt die Freiheit, wie noch niemals ein Mensch ein Erdentheil geliebt hat; wie er sich büßt, um seiner Göttin eine Blume zu pflücken, erscheint der Genker hinter ihm —

Und schlug vom Kumpf das Haupt mir ab,
Das in die Hand mir fiel — und dieses
Ich ihr nun statt der Blume gab.

Seine Lieder buhlten nicht um Nachruhm, sie wollen nichts wie Krieger sein. Gerade weil Petöfi mit seinen Liedern nichts anstrebte an eitlen Ruhm und behaglichem Leben, wurde er einer von den ganz großen Dichtern, um deren Willen die Menschen aller Völker die Sprache des Dichters lernen möchten, auch wenn er nur der einzige gewesen wäre, der diese Sprache gesprochen.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierreiche.

Das Geheimnis des Glühwürmchens. Ein Naturfreund oder Naturforscher betrachtet ein Glühwürmchen mit ehrfürchtiger Bewunderung, ein Techniker aber gleichzeitig mit Neid, denn es ist eine ausgemachte Tatsache, daß der Erfinder ein unermeßliches Vermögen und einen unsterblichen Namen erlangen würde, dem es gelänge, ein Licht wie dieses zu erzeugen. Der Funken des Glühwürmchens ist nämlich ohne Wärme, während bei allen übrigen künstlichen Beleuchtungsarten der größte Teil der Energie als Wärme verschleudert wird, die außerdem gewöhnlich noch recht unerwünscht ist. Sogar der Quecksilberbogen, der bisher die beste Ausnutzung darstellt, gibt nur 3,8 v. H. der Energie als Licht von sich, die nächstbeste Form, die Wolframlampe nur 1,3 und die Kohlenfadenglühlampe sogar nur 0,43 v. H., von den übrigen künstlichen Lichtquellen garnicht zu reden. Man sieht, wieviel der Mensch vom Glühwürmchen lernen kann, das ohne Zweifel gar nicht imstande wäre, ein so helles Leuchten hervorzubringen, wenn es diese Wirkung nicht mit einem sehr geringen Maß von Energie zuwege brächte. Dies kann wieder nur dadurch geschehen, daß nach den bisherigen Untersuchungen 98 1/2 v. H. der aufgewandten Energie als Licht in die Erscheinung treten. Freilich ist die Leuchtkraft eines einzelnen Glühwürmchens noch so gering, daß 1800 dieser Insekten nötig wären, um zusammen die Lichtstärke einer Kerze zu erreichen. Dafür verbraucht das Insekt aber auch nur einen zehntausendsten Teil von der Energie, die in einer Kerze zur Entstehung einer gleichen Lichtmenge notwendig ist. Man hat sich daher große Mühe gegeben, hinter das Geheimnis des Glühwürmchens zu kommen, ist aber vorläufig nur zu Kenntnissen gelangt, die zwar an sich sehr interessant, aber praktisch noch nicht verwertbar sind. Beispielsweise ist festgestellt worden, daß das Leuchten des Glühwürmchens durch den Einfluß eines elektrischen Stromes befördert wird. Dennoch ist es nicht wahrscheinlich, daß das Insekt etwa wie eine elektrische Batterie wirkt, obgleich das Auftreten und die Stärke seines Leuchtens mit dem Gehalt der Luft an freier Elektrizität in Zusammenhang steht. Ueberhaupt kann man hier nicht eigentlich von einem Glühen sprechen, wie es nach dem volkstümlichen Namen des Insekts der Fall sein müßte, weil durch eine starke Erwärmung dieser Glühstoff des Käfers vielmehr zerstört wird. Trotzdem kann das Leuchten nicht wohl anders erklärt werden als durch eine Verbrennung von Sauerstoff und Kohlenstoffverbindungen, nur daß dabei eben sehr wenig Wärme erzeugt wird. Es war einem japanischen Biologen namens Watafe vorbehalten, das Rätsel des Glühwürmchens wenigstens einigermaßen aufzuklären. Danach enthält die leuchtende Zelle des Käfers einen fettigen Stoff, der aus weißen Körnchen besteht und wahrscheinlich während der Entwicklung des Insekts von den Geweben gleichsam als Abfallstoff ausgeschieden wird. Außerdem wird dieser Zelle durch ein System von winzigen Röhren Sauerstoff aus der Luft zugeführt, wodurch eine Verbrennung eingeleitet wird. Uebrigens hat kein geringerer als der berühmte Langley die Prophezeiung ausgesprochen, daß das Licht des Glühwürmchens früher oder später auf künstlichem Wege im Laboratorium oder in einer Fabrik werde erzeugt werden.